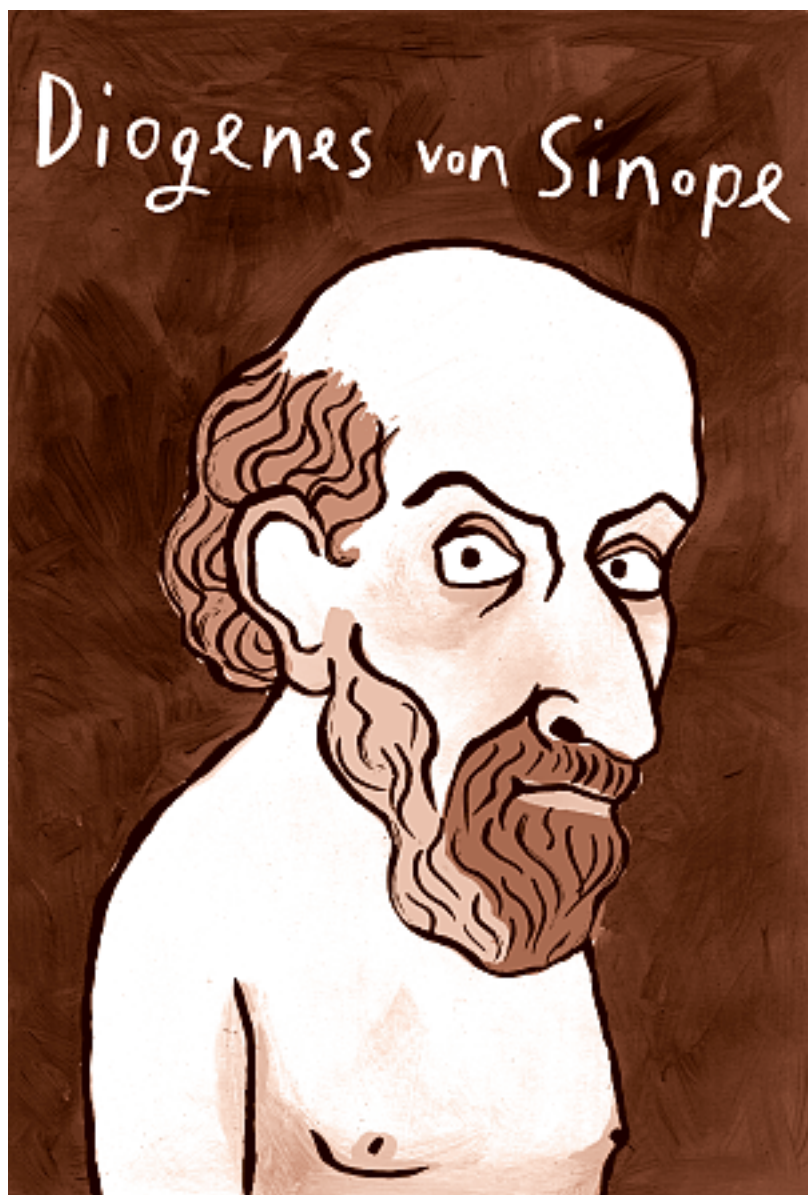




1. Provozieren

Seit ihren Anfängen war die Philosophie eine Form der Provokation. Schon Sokrates (470–399 v. Chr.) galt als öffentliches Ärgernis. Seine ärmliche äußere Erscheinung war eine Herausforderung – anders als seine oftmals reichen Schüler trug er keinen Schmuck und lief barfuß, was ihm teils Bewunderung, teils Spott eintrug. Die üblichen Werte wie Erfolg oder Wohlstand stellte er in Frage oder machte sich über sie lustig. Als er wegen Gotteslästerung angeklagt und verurteilt wurde, warf er, statt sich demütig zu verteidigen, dem Gericht Unfähigkeit vor und forderte eine Ehrung statt einer Strafe, denn seine Arbeit mit den jungen Leuten sei ein Segen für Athen. Das Gericht fand das nicht witzig und entschied auf Tod durch Gift.

Die Geschichte der Provokation war damit nicht zu Ende. Sie erreichte neue Höhepunkte bei den Nachfolgern des Sokrates. Zu diesen gehörte auch die kleine Gruppe der Kyniker. Ein Mann namens Antisthenes (455–360 v. Chr.), der von der Bedürfnislosigkeit des Sokrates, den er persönlich kennengelernt hatte, höchst beeindruckt war, wurde zum Vater der Lehre. Doch erst sein Schüler Diogenes von Sinope (400–ca. 328 v. Chr.), verhalf der Gruppe zu unsterblichem Ruhm. Er machte aus der schlichten sokratischen Genügsamkeit ein aufsehererregendes Happening.

Diogenes lehrte, dass man seine Bedürfnisse auf die jeweils einfachste Art befriedigen solle. So glaubte er, den kürzesten Weg zum Glück entdeckt zu haben. In der Praxis sah das so aus, dass Diogenes auf dem Athener Marktplatz öffentlich onanierte, und dabei bemerkte, wie bedauerlich es doch sei, dass man den Hunger nicht ebenso einfach, etwa durch Reiben des Bauches, lindern könne.

Diogenes hatte kein Haus, sondern schlief mal hier und mal da, wie es sich gerade ergab. Eine Weile lang, so wird berichtet, hauste

er in einem mannshohen Vorratsgefäß aus Ton, das als Fass des Diogenes berühmt wurde. In seiner Tonne zeigt ihn auch das einzige antike Bildnis, das wir von ihm kennen: ein Medaillon im Zentrum eines Mosaiks, das im Römisch-Germanischen Museum in Köln aufbewahrt wird. Diogenes ernährte sich von Kräutern, Oliven und Gerstenbrot. Er trug einen Wollmantel, ansonsten war er nackt. Er liebte es, anderen den Stinkefinger zu zeigen und hat insofern einen Teil der Punk-Kultur bereits vorweggenommen. In Gesellschaft anderer furzte er gerne mal so zwischendurch – was die Athener veranlasste, ihn Hund zu nennen, da ihnen der Hund, der hinpinkelt, wo es ihm gerade passt, an Essensresten herumnagt und seine sexuellen Bedürfnisse öffentlich verrichtet, als das ordinärste Tier überhaupt vorkam. Diogenes nahm das Schimpfwort als Ehrentitel an. Als er starb, errichteten ihm seine Schüler ein Denkmal mit einem Hund darauf. Das Tier wurde zur Bezeichnung der ganzen Schule – denn der Name Kyniker stammt ab vom griechischen Wort *kynikos*, was so viel heißt wie hündisch. Später wurde daraus dann die Bezeichnung Zyniker. Doch der Zyniker von heute ist nur ein boshafter Spötter. Der Kyniker der Antike war zugleich Philosoph und wollte seine Aktionen auch als Diskussionsbeiträge, als Einsprüche verstanden wissen.

Diogenes war für seinen Witz und seine Schlagfertigkeit bekannt. Als Alexander der Große (356–323 v.Chr.) ihn aufsuchte und fragte, welchen Wunsch er denn an ihn, den großen König, habe, blinzelte Diogenes nur und sagte: »Geh mir aus der Sonne.« Doch bei Sprüchen ließ er es nicht bewenden. Diogenes schrieb ganze Tragödien, selbstverständlich alle mit einem kynischen Touch, und selbst eine Schrift mit dem Titel *Politik* soll er verfasst haben. Darin stellte er sämtliche althergebrachten Sitten auf den Kopf, meinte etwa, die staatstragende Institution der Ehe sei eine Gewohnheit, die man abschaffen solle. Als Alternative schlug er vor, die freie Liebe einzuführen, in der alle mit allen Verkehr haben, also der Nachbar mit der Nachbarin, aber auch der Sohn mit der Mutter oder auch der Sohn mit dem Vater. Gewiss würde so eine

freie Liebe zu Problemen führen, doch hat der scharfsinnige Diogenes auch diese bedacht. Da man, so erklärte er, in einer freien Liebesgemeinschaft nicht entscheiden könne, welches Kind zu wem gehöre, dürften sich alle als Eltern betrachten und müssten sich folglich auch alle gemeinsam um die Erziehung kümmern. Er meinte auch, dass doch nichts dagegen einzuwenden sei, wenn man das Fleisch Verstorbener aße, ja, er regte ein Gesetz an, wonach Kindern erlaubt sein sollte, ihre Eltern totzuschlagen.

In diese Richtung gingen auch seine Tragödien. Sie sind uns nicht erhalten, doch können wir aus Bemerkungen anderer antiker Autoren in etwa rekonstruieren, worum es ging. So ist überliefert, dass er einen *Ödipus* schrieb. In der klassischen Fassung ist es bekanntlich so, dass Ödipus entdeckt, dass er mit seiner Mutter geschlafen hat und sich daraufhin die Augen aussticht. Diogenes dagegen, der meinte, dass der sexuelle Verkehr mit Blutsverwandten nichts Unfrommes sei, gab der Geschichte, wie es scheint, eine positive Wendung. Die Tatsache, dass ein Sohn mit seiner Mutter schläft, hatte in seinen Augen nichts Tragisches, sondern war begrüßenswert. Seinen *Ödipus* müssen wir uns daher als einen frühen Vertreter der Philosophie des ›warum nicht?‹ vorstellen.

In einem anderen kynischen Drama, von dem uns berichtet wird, bemerkt einer, dass er soeben das gekochte Fleisch seiner eigenen Söhne gegessen habe, doch auch hier tröstet der Kyniker uns mit folgender philosophischen Betrachtung: »Nach der richtigen Auffassung ist alles in allem enthalten und geht alles durch alles hindurch: Im Brot ist Fleisch und im Gemüse Brot, und ebenso dringen bei allen übrigen Körpern durch bestimmte unsichtbare Poren Mengen ein und werden zugleich auch wieder ausgedünstet.« Wenn es aber so ist, schließt Diogenes, dann besteht zwischen dem Verzehr der eigenen Kinder und den



sonstigen Mahlzeiten kein prinzipieller, sondern nur ein gradueller Unterschied. Also kein Grund zur Aufregung.

Worum es dem Diogenes in seinen Dramen ging? Er habe die Münze umgeprägt, erklärte er. Was im Griechischen einen Doppelsinn hat: *nomisma* bedeutet nicht nur Münze, sondern auch Brauch. Und tatsächlich hat Diogenes die bestehenden Sitten auf den Kopf gestellt.

Wie hat sie sich fortgesetzt, die Geschichte der Provokationen? Nach den Kynikern war erst einmal Schluss mit dem aufsässigen Philosophieren. Ein paar Generationen nach Diogenes wurde Athen von den Römern erobert. Die Philosophie brauchte Jahrhunderte, um sich davon zu erholen. Dann begann das Mittelalter, in dem zwar die Philosophie wieder auflebte, aber für Kynismus im alten Stil wenig Raum war. Verlassen wir also die Tonne des Diogenes und wenden uns gleich der *Kommune 1* zu, jener »Lebensgemeinschaft junger Maoisten«, die sich in den sechziger Jahren in der Niederstraße 14 am Stuttgarter Platz in Berlin gebildet hatte. Sie bestand überwiegend aus Mitgliedern einer ultralinken Splittergruppe des SDS, des *Sozialistischen Deutschen Studentenbundes*. Die Agenda der Kommunegründer war identisch mit derjenigen der alten Kyniker: Protest, Revolution, freie Liebe. Kommunegründer Hans-Dieter Kunzelmann erklärte damals auf die Frage eines Journalisten, was denn die Kommune eigentlich soll: »Ich habe Orgasmusschwierigkeiten und möchte, dass der Öffentlichkeit dies vermittelt wird.«

Doch nicht nur um Kunzelmanns Orgasmusschwierigkeiten ging es. Unter der Überschrift »Wann brennen Berlins Kaufhäuser?« hatten die Kommunarden gegen den Krieg in Vietnam protestiert. Diese Schrift wurde als Anregung zur Brandstiftung verstanden und brachte den Freunden Fritz Teufel (damals 23) und Rainer Langhans (damals 27) ein Gerichtsverfahren ein. Dieses verwandelten die beiden nach und nach in eine Performance. Schon der Auftritt der Angeklagten gab einen Vorgeschmack auf das, was noch kommen sollte. Rainer Langhans und Fritz Teufel erschienen

vor dem Berliner Landgericht in beeindruckenden Phantasieuniformen. Rainer Langhans glich unter einem aufwendig frisierten Lockenschopf einem Papua-Medizinmann. Zu einem lindgrünen Jäckchen mit orangefarbenen Knöpfen, mit Mao-Kragen und Manschetten in Blau trug er hellblaue Jeans. Durch Lockenstrudel und hinter kreisrunden Brillengläsern hervor spähten die Augen eines melancholischen Mäuserichs. Fritz Teufel hingegen war in einen fast knielangen, orangefarbenen Kittel gekleidet, an dem silberne Knöpfe blitzten, während Manschetten und Mao-Kragen in Violett erstaunliche Akzente setzten. Haar und Bart, eine perfekte Rundumfrisur, waren vergleichsweise dezent und seine Augen blickten eher stillvergnügt als trotzig revolutionär. Zwischen Kittelsaum und Boden ironisiert er die abendländische Kleiderordnung: dunkle Hosen mit Nadelstreifen, dazu gelbe Socken und Wildlederschuhe. Solcherart aufgeputzt traten die beiden Studenten an, um ein autoritäres Ritual auf den Kopf zu stellen.

Einige wohlgezielte Jokes, die im Gerichtssaal explodierten wie Farbbeutel, ließen sie rasch zu den eigentlichen Vorsitzenden der Veranstaltung werden. Die Angeklagten verwandelten sich zu Anklägern, der Prozess geriet außer Kontrolle. Alles fing harmlos an. Der Vorsitzende Richter Walter Schwerdtner, damals 53 Jahre alt und damit Stellvertreter der Vätergeneration, begann die Verhandlung mit der Vernehmung zur Person:

RICHTER SCHWERDTNER Herr Teufel, Sie haben nun Gelegenheit, in eigenen Worten Ihren Lebenslauf zu schildern und Ihren Werdegang darzustellen.

HERR TEUFEL Ich stehe heute zum vierten Mal in einem politischen Prozess vor Gericht. Mein Lebenslauf ist inzwischen sattem bekannt, auch aus der ersten Inszenierung dieses Prozesses, der damals an der Unfähigkeit des Gerichts scheiterte.

STAATSANWALT TANKE Bitte, nehmen Sie zu Protokoll, der Angeklagte Teufel sagte, dass der erste Prozess an der Unfähigkeit des Gerichts scheiterte. Ich beantrage eine Ordnungsstrafe.

HERR TEUFEL ... und weil dieser Prozess an der Unfähigkeit des Gerichts scheiterte, halte ich es zur Aufklärung dieses komplizierten Sachverhalts für viel interessanter, wenn die Mitglieder der Staatsanwaltschaft und des Gerichts hier etwas sagen zu ihrem Lebenslauf und zu ihrem Werdegang. Ich glaube, die Öffentlichkeit hat einen Anspruch darauf. Zur Sache will ich mich von Fall zu Fall äußern.

RICHTER SCHWERDTNER Sie brauchen gar nichts zu sagen.

HERR TEUFEL So einfach will ich es Ihnen nicht machen.

Wenig später erwägt das Gericht, die Angeklagten einer psychiatrischen Untersuchung zu unterziehen. Sofort folgt der Konter:

HERR TEUFEL Ich stimme der Untersuchung zu, wenn die Mitglieder des Gerichts und der Herr Staatsanwalt sich ebenfalls psychiatrisch untersuchen lassen.

Daraufhin kommt es im Gerichtssaal zu Begeisterungstürmen und zu tumultartigen Szenen, und der Vorsitzende Schwerdtner sieht sich genötigt, den Saal räumen zu lassen. Erst auf schriftliche Versicherung der Zuhörer, den weiteren Verlauf der Verhandlung nicht mehr zu stören, wird die Öffentlichkeit wiederhergestellt. Und gleich geht es weiter:

RICHTER SCHWERDTNER Meine Damen und Herren Zuhörer, wir haben Ihre Zusicherung zur Kenntnis genommen, ich bitte aber dringend, uns unsere Aufgabe nicht zu erschweren. Wir vertrauen darauf, dass Sie Ihre Zusicherung nicht brechen. Herr Teufel, Sie wollten eine Erklärung abgeben. Ich bitte Sie aber, sich von derartigen Dingen wie vorhin zu enthalten.

HERR TEUFEL Herr Langhans wollte etwas sagen.

HERR LANGHANS (*ironisch*) Ich kenne mich nicht aus, wieweit das erlaubt ist, aber ich möchte zunächst dem Antrag meines Freundes Fritz beistimmen und ihn folgendermaßen erweitern. Neben der psychiatrischen Untersuchung der Mitglieder des Gerichts, des Staats-

anwalts und der Angeklagten soll auch ein Intelligenztest von denselben angefertigt werden, dessen vollständige Ergebnisse ausführlich veröffentlicht werden müssen!

Das Gericht, in heller Panik, rennt heraus, kommt kurz darauf wieder herein und verurteilt Langhans zu einer Ordnungsstrafe. Seine Autorität jedoch war erheblich beschädigt, auch wenn man die Angeklagten später schuldig sprach. Für die Kulturrevolution der 68er war die Harlekinade im Berliner Gerichtssaal ein wichtiges Ereignis. Sie zeigte, wie leicht sich die bürgerliche Welt verunsichern ließ.

Was ist aus den Helden von damals geworden? Fritz Teufel arbeitet heute als Fahrradkurier in Berlin. Rainer Langhans wandte sich der Esoterik zu. Zugleich ist er Kyniker geblieben. Immer noch scheint ihn die Lust an der Provokation, am Stören festgefügtter Ordnungen zu kitzeln. Wohl deshalb schwenkte er dreißig Jahre nach dem legendären Prozess, zum Entsetzen seiner alten Freunde, von der ultralinken zur ultrarechten Gesinnung. In einem Interview mit der *taz* gab er zu Protokoll: »Echte Spiritualität heißt heute Hitler.« Auch bei seinen Auftritten auf linken Nostalgieveranstaltungen, in denen die 68er gefeiert werden sollten, ließ er sich, zum Entsetzen der Gäste, ähnlich vernehmen. Zugleich gründete er einen Harem und erläuterte in Interviews, weshalb diese Form des Zusammenlebens für alle Beteiligten persönlich bereichernd sei. Ein Künstler des öffentlichen Ärgernisses, der weiß, wo bei seinem Publikum der Nerv sitzt.

Wie funktionieren Provokationen? Meist beruhen sie auf einer Umwertung der gewohnten Werte. Das Niedrige wird erhöht, wie der Hund auf dem Denkmal des Diogenes, und das Hohe erniedrigt. Es gilt, ein Gespür für das Geflecht der Verbote und Konventionen zu entwickeln, in denen wir uns bewegen. Das ist gar nicht so einfach, weil gerade das Selbstverständliche schwer zu fassen ist. Schlagfertigkeit und Mut sind notwendige Anlagen, die man mitbringen muss. Denn einer, der die stillschweigenden Überein-

künfte der anderen angreift, wird nicht selten ausgegrenzt und verfolgt.

Es ist heute nicht mehr so leicht wie früher, zu provozieren. Eine festgefügte Gesellschaft mit starrem Wertesystem lässt sich leichter stören als eine pluralistische. Wo jeder tun und lassen darf, was er will, wundert sich das Publikum über gar nichts mehr. Die Geste der Provokation nutzt sich ab, oder mehr noch, sie wird in Applaus erstickt – der Provokateur gerät zum Hofnarren einer Gesellschaft, die ihn als einen der ihren erkennt. Und doch hört man auch heute noch hin und wieder den seit Jahrtausenden bekannten Schrei der Entrüstung – und das zeigt, dass es auch in einer liberalen Gesellschaft möglich ist, *zu weit* zu gehen.

Spiel: Barfußlaufen

Wir ziehen an einem schönen Sommertag die Schuhe aus und laufen barfuß. Und zwar nicht bloß zu Hause, sondern auch mal draußen, auf der Straße, in der Fußgängerzone, in der Schule, in der Uni oder im Büro. Dabei stellt sich heraus, dass die wenigsten Wege sich fürs Barfußlaufen eignen – selbst viele Wanderpfade im Wald sind dank Rollsplitt wie Nadelbetten für die nackten Füße. Und dann der Muskelkater in den Waden und Fußgelenken! Es ist, als sei man zum ersten Mal wirklich gelaufen. Andererseits werden die Sohlen vitalisiert. Noch tagelang später spürt man die warmen Füße.

Auf die Mitmenschen wirkt ein Barfußläufer so ähnlich wie ein Nackter. Obwohl nackte Füße nichts Unanständiges sind, wirken



sie doch irgendwie obszön. Welche Geschichten man da erleben kann, kann man auf der Website der Barfußläufer nachlesen (www.barfuss.org). Denn tatsächlich gibt es auch in Deutschland erstaunlich viele Leute, die nicht nur gelegentlich, sondern ständig barfuß laufen. Gesundheitlich ist das kein Problem, sagen die Barfußläufer. Man entwickle mit der Zeit ein Gespür für spitze Steine, Glas oder Nägel. Auch im Winter sei es unbedenklich, die Schuhe auszuziehen: Nur vom schnellen Gehen bei Kälte sei abzuraten, um die Bänder nicht zu gefährden. Die Toleranz gegenüber Barfußläufern scheint in verschiedenen Ländern unterschiedlich entwickelt zu sein. In Deutschland und Frankreich, so erzählt die Barfußläuferin Julia Fiona in ihrer Barfußbiographie (die auf der erwähnten Website einzusehen ist), sei sie nicht auf Schwierigkeiten gestoßen, wohl aber in den USA, wo sie oft aufgefordert worden sei, Schuhe anzuziehen. Als erfahrene Barfußläuferin wusste sie sich zu wehren: »Als ich im Frühjahr 2001 in Florida war, hatte ich eine unschöne Auseinandersetzung, die darin endete, dass ich die US-Verfassung (>Land of the Free ...<) zitierte und darauf verwies, dass es kaum sein könne, dass sie das Tragen von Waffen erlaube, aber nicht das Nichttragen von Schuhen – ich wurde nicht weiter behelligt.«

Literatur

Über Diogenes von Sinope informiert sein Namensvetter Diogenes Laertius, und zwar in seinem Buch *Leben und Meinungen berühmter Philosophen*, welches etwa im 3. Jahrhundert nach Christus verfasst wurde. (Übersetzt und neu aufgelegt zum Beispiel bei Reclam, Leipzig 1997) Einige weitere Details liefert der § 20 im *Grundriß der Geschichte der Philosophie*, Band 2/1, Basel 1998. Zur Praktik der Provokation finden sich einige interessante Beispiele und Gedanken in Edward de Bonos *Denkschule*, Landsberg am Lech 1986, und in anderen Schriften de Bonos. Eine erhellende Theorie der Provokation formuliert Jürgen Frese, *Einspruch als Anfang im Philosophieren*, in: Vierteljahresschrift für wissenschaftliche Pädagogik, 2003, S. 166–183.